

Johann Pock, Ein gutes Leben für alle.

Vortrag beim Fest 100 Jahre Maria Loley, 22.11.2024, Poysdorf

Liebe Festgäste!

Ich habe mich sehr gefreut, zu diesem Vortrag eingeladen zu werden.

Obwohl ich Frau Loley persönlich leider nie kennengelernt habe, habe ich ihr Wirken medial wahrgenommen und wertgeschätzt.

Für mich gehört sie in eine Reihe mit Personen wie die ebenfalls schon verstorbenen Ute Bock oder Pfarrer Wolfgang Pucher in Graz: Charismatisch-prophetische Gestalten, die für ihre Umgebung teilweise gar nicht so einfach zu verstehen waren, weil sie ihren Zielen, ihrer Berufung, alles andere unterordneten.

Zu ihr als Person ist ja schon einiges gesagt worden – und dazu gibt es wohl Berufenere als mich, sie darzustellen. Was ich aber tun möchte: Ich möchte in meinem Vortrag eine pastoraltheologische Einordnung ihres Wirkens versuchen – und wir haben das im Vorfeld unter den Titel gestellt: Ein gutes Leben für alle. Ich möchte im Folgenden den Facetten dieses Wortes nachspüren – und aufzeigen, wie sehr das Wirken von Maria Loley den großen Konzepten und Worten unserer hehren Theologie entsprochen hat und sie geerdet hat.

1.) Es geht um das Leben

Ein erster Punkt ist für mich: In allem Tun geht es um das Leben. Kirchliches Handeln hat von Anfang an mit dem Leben zu tun: Mit Leben und Tod; damit, dass da einer tot war – und wieder lebt. Einer, der nach drei Tagen auferstanden ist.

Eine der zentralen Stellen des Neuen Testaments ist nicht nur uns als Pastoraltheologen das Wort in Joh 10,10: „Ich will, dass sie das Leben haben und es in Fülle haben!“

In den 2000 Jahren seit Jesu Wirken auf dieser Erde wurde darunter jedoch nicht immer dasselbe verstanden. Häufig hat die Kirche dieses Wort spiritualisiert – und dann nur auf das jenseitige Leben bezogen. Es geht um das ewige Heil, das ewige Leben. Das kirchliche Handeln und die kirchliche Verkündigung hat vor allem dazu gedient, die Menschen möglichst in den Himmel zu bringen – mit teils drastischen Mitteln. Denn dieses ewige Heil sah man nur für brave Getaufte reserviert – und so gab es Zwangstaufen, es gab drastische Bekehrungspredigten, es gab Zwangsmisionierung. Alles zum guten Zweck: Wir wollen ja, dass die Menschen das ewige Leben nicht verlieren!

Papst Franziskus greift das Motiv in seiner programmatischen Antrittsenzyklika „Evangelii gaudium“ (EG) auf:

„Die Verkündigung des Evangeliums wird eine Grundlage sein, um [...] die Würde des menschlichen Lebens wiederherzustellen, denn Jesus möchte [...] Leben in Fülle verbreiten (vgl. Joh 10,10). Der einmalige und volle Sinn des menschlichen Lebens, den das Evangelium aufstellt, ist das beste Heilmittel gegen die Übel [...].“

Und in EG 182 heißt es: „Wir wissen, dass Gott das Glück seiner Kinder, obwohl sie zur ewigen Fülle berufen sind, auch auf dieser Erde wünscht, denn er hat alles erschaffen, »damit sie sich daran freuen können« (1 Tim 6,17)“

Also kein Vertrösten auf ein schönes Jenseits; kein Leiden hier, damit man dereinst die Fülle des Lebens erhält. Sondern der Anspruch: Soweit irgendwie möglich, hier und jetzt, in diesem Leben, ein lebenswertes Leben haben.

Eine der Kernkompetenzen der Kirche, die heute mehr nachgefragt ist denn je, ist „Seelsorge“. Über Jahrhunderte hat man darunter vor allem das Seelenheil verstanden: Die Seele sollte gerettet werden – und wenn man dazu den Leib foltern oder sogar verbrennen musste.

Heute versteht man zum Glück das Wort Seelsorge viel breiter: Denn im Hebräischen bedeutet „nefesch“ den ganzen Menschen. Seelsorge ist die Sorge um das Heil des ganzen Menschen.

Und diese heilende Seelsorge ist heute nachgefragt wie selten zuvor. Der helfende, diakonische, seelsorgliche Teil des kirchlichen Handelns wird auch von Menschen wahrgenommen, die nicht regelmäßige Kirchgänger sind; die sich vielleicht von manch anderen kirchlichen oder religiösen Vollzügen verabschiedet haben.

Aber genau dort, wo es ums Leben und Überleben geht – da haben wir als Kirche auch etwas anzubieten.

Ich habe aktuell ein Seminar zur „Seelsorge in Krisensituationen“ – und es ist eines der bestbesuchten Seminare der letzten Jahre. Am Dienstag hatten wir jemanden von der Telefon- und von der Notfallseelsorge der Diözese als Gäste – und es wurde deutlich, dass dort niemals gefragt wird: Bist du wohl getauft? Bist du wohl nicht ausgetreten? Lebst du wohl nach den Regeln der Kirche? Sondern es wird gefragt: Wie können wir helfen? Was brauchen Sie von uns? Wie geht es Ihnen?

Es gibt eine wunderbare Zeitschrift, die sich „Wege zum Menschen“ nennt: „Zeitschrift für Seelsorge und Beratung, heilendes und soziales Handeln“. In den Beiträgen dieser

Zeitschrift wird deutlich, wie sehr diese Sorge um das Leben der Menschen, um ihr Heilsein, die Konfessionen und Religionen verbindet; wie sehr es übliche Gräben von Herkunft, Stand und Ausbildung überwindet: Denn es geht in solchen Seelsorgesituationen immer zunächst um das Jetzt; um die Hilfe, die im Augenblick nötig ist; um das Leben, das sehr häufig gefährdet ist.

Der Glaube, das Christliche, ist darin immer präsent –als die Ressource, aus der heraus die helfenden Personen, die Seelsorger:innen leben. Aber der Glaube wird nicht missionarisch eingefordert. Es wird höchstens behutsam nachgespürt, ob Glauben für Menschen in Not auch eine Ressource ist; ob ihnen selbst etwas wichtig ist.

Ich will, dass sie das Leben haben, und es in Fülle haben – daran mitzuarbeiten gehört zu den schönsten Dingen, die man als Mensch tun kann.

2.) Es geht um die Liebe

Leben gibt es nur, weil es Liebe gibt. Insofern hängen Leben und Liebe im innersten Kern zusammen. Die Liebe Gottes, die nicht bei sich selbst bleiben wollte, und die Welt und die Menschen erschaffen hat.

Die Menschen sind in dieses Schöpfungsgeschehen Gottes einbezogen worden – und befähigt zu dieser Liebe.

Auf den Punkt gebracht lautet ja die Summe aller Gebote: Liebe Gott und den Nächsten wie dich selbst. Gottesliebe, Nächstenliebe und Selbstliebe – das ist die Zusammenfassung der ganzen Tora; es ist die Zusammenfassung des ganzen menschlichen Lebens.

Und diese 3 Facetten oder Ausformungen der Liebe hängen zusammen.

Und diese Liebe ist wesentlich nicht ein nettes Gefühl der Geschwisterlichkeit. Sie ist hoch politisch und hat damit auch zum Teil drastische Konsequenzen.

Bei Jesus sagen wir: „Für uns Menschen und zu unserem Heil“ ist er Mensch geworden. Und von Gott sagen wir: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gesandt hat“.

Gott gibt alles für die Seinen, er gibt sich in Jesus selbst – und nimmt in Kauf, dass er von den von ihm geliebten Kindern auch abgelehnt, ja getötet wird. Er lässt den Menschen die Freiheit, seine Liebe anzunehmen oder sich ihr zu verweigern – und sogar in der Verweigerung entzieht er ihnen die Liebe nicht.

Das ist das, was wir jährlich zu Ostern feiern und in den Passionserzählungen der Evangelisten hören: Ein Jesus, der

Ich fand es großartig, dass Papst Benedikt als ersten Ausdruck seines Pontifikats 2006 die Enzyklika „Deus Caritas Est“ veröffentlichte – das erste Lehrschreiben überhaupt über christliche Diakonie.

Darin liest man (Nr. 25): „Die Caritas ist für die Kirche nicht eine Art Wohlfahrtsaktivität, die man auch anderen überlassen könnte, sondern sie gehört zu ihrem Wesen, ist unverzichtbarer Wesensausdruck ihrer selbst.“ Dies ist ein großer Fortschritt, denn die Haltung der Kirche im 20. Jh. war nicht immer so; manchmal war „christliche Sozialarbeit“ als kirchliche Aufgabe eher geduldet denn gewünscht.

Das Liebesgebot wird universal verstanden: Nächster kann jeder Notleidende werden, „dem man ‚zufällig‘ begegnet“ (entsprechend der Stelle Lk 10,31, dem Gleichnis des Samariters). Den spezifisch kirchlichen Auftrag aber sieht Benedikt XVI. darin, „dass in der Kirche selbst als einer Familie kein Kind Not leiden darf“ (25). D.h. er formuliert hier eine spezifische binnenkirchliche Solidarität – und gleichzeitig ein caritatives Angebot an alle; beides soll sich nicht ausschließen.

Und auch Papst Benedikt betont zu Recht: Der christliche caritative Dienst muss „unabhängig sein von Parteien und Ideologien“. Der einzige Antrieb muss die Liebe zum Mitmenschen sein, ohne weitere Hintergedanken wie Missionierung. Das Wort der „Absichtslosigkeit“ wird hier mehrfach genannt.

Einen Aspekt möchte ich noch hervorheben aus der Enzyklika – weil er mit dem, was ich über Maria Loley gelesen habe, sehr gut korreliert: Es geht um die Haltung der **Demut**.

Papst Benedikt XVI. hebt die Demut nämlich hervor. Der davon bestimmte Helfer „setzt sich nicht in eine höhere Position dem anderen gegenüber, wie armselig dessen Situation im Augenblick auch sein mag“ (Nr. 35). Denn gerade im diakonischen Bereich bestehe ja unweigerlich ein „Gefälle“ zwischen Hilfesuchendem und Hilfesteller. Diese Asymmetrie kann dazu führen, dass der Notleidende immer mehr vom selbstverantwortlichen Subjekt zum fremdgeleiteten Objekt wird. Diakonisches Tun muss sich dieser Mechanismen bewusst sein und ihnen entgegenwirken.

Ziel der caritativen Arbeit hat es gerade zu sein, den Menschen in seiner Notlage zu befähigen, Eigenverantwortung zu übernehmen und sein Leben (wieder) selbst zu bestimmen. Demut in der Diakonie ist notwendig, um dem Hilfesuchenden auf Augenhöhe zu begegnen - nicht von Subjekt zu Objekt, sondern von Subjekt zu Subjekt. Die Erkenntnis, „dass es nicht sein Verdienst und seine Größe ist, helfen zu können“, sondern eine Gnade Gottes, kann den Hilfeleistenden in dieser Haltung bestärken (Nr. 35).

Alles einzusetzen – und zugleich sich selbst zurücknehmen, das zeigt wahre Größe im Helfen.

3.) „Für alle“ – und die Frage der Optionalität

Gutes Leben für alle – das ist eine Utopie. Das gab es noch nie auf der Welt. „Für uns Menschen und zu unserem Heil“ ist Jesus Mensch geworden. Nicht nur für die Christen, nicht nur für seine Anhänger, sondern für alle Menschen.

Diese Universalität der Menschwerdung und die Universalität der Heilszusage nimmt die Christinnen und Christen in die Pflicht.

Papst Franziskus sagt es ähnlich in Evangelii Gaudium 274: „Jeder Mensch ist Objekt der unendlichen zarten Liebe des Herrn, und er selbst wohnt in seinem Leben.“

Und daraus folgert er:

„Deswegen, wenn ich es schaffe, nur einem Menschen zu helfen, ein besseres Leben zu haben, rechtfertigt dies schon den Einsatz meines Lebens.“

Damit aber beginnt das Problem: Keiner kann allen helfen, und jeder hat nur seine begrenzten Ressourcen – etwas, was wohl auch Maria Loley zu spüren bekommen hat.

Vor allem ist damit das Problem verbunden: Ich muss aussuchen, wem ich helfe und wem nicht. Sogar Jesus selbst hat nicht allen Menschen gleichzeitig physisch helfen können. Und auch er musste sich Kritik anhören:

- Warum hilfst du den Fremden und nicht zuerst deinen eigenen Leuten?
- Was haben wir mit den Samaritanern zu tun?
- Warum kümmerst du dich nicht zuerst um deinen Heimatort?
- Was ist mit deiner Familie – warum bist du nicht zuerst für sie da?

Sie kennen all diese Worte – und sie prägen heute nicht zuletzt so manche politischen Diskurse: Einheimische zuerst; Fremde raus. Zuerst den eigenen Leuten helfen etc.

Christlich ist aber nicht das „die eigenen Leute zuerst“, sondern die grundsätzliche Option für die Armen und Kranken, für die Ausgegrenzten und Außenseiter.

„Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken“.

Jesus hat sich vornehmlich jenen zugewandt, die von der Gesellschaft ausgestoßen waren, übersehen, an den Rand gedrängt: Aussätzige; Menschen mit unreinen Berufen – wie Zöllner oder Prostituierte; Fremde und Menschen, die als Sünder angesehen worden sind.

Damit hat er angeeckt – denn er erfüllte nicht die Erwartungen, die an einen Rabbi gestellt wurden.

Wofür Maria Loley mit ihrem Wirken und ihrem Werken steht, ist aber genau das: Sich gelegen oder ungelegen für jene einzusetzen, die sonst niemanden haben; und damit zu riskieren, dass man nicht das Liebling aller ist.

Wir haben am Institut vor 4 Jahren ein Buchprojekt veröffentlicht, wo wir das Anliegen von Papst Franziskus aufgegriffen haben. Das Buch heißt „Kirche der Armen“ – und es geht zurück auf das Wort des Papstes: „Oh wie gerne hätte ich eine arme Kirche für die Armen.“

1968, im Nachgang zum II. Vatikanum, hat Papst Paul VI. vor der Eröffnung der zweiten Generalversammlung der lateinamerikanischen Bischöfe in Medellín (Kolumbien) Gottesdienst gefeiert - gemeinsam mit 200.000 Kleinbauern und Landarbeitern.

Dabei wandte er sich mit den folgenden Worten an die versammelte Menge:

„Ihr seid ein Zeichen, ein Abbild, ein Mysterium der Präsenz Christi. [...] Ihr seid [...] ein Sakrament, das heißt ein heiliges Abbild des Herrn in der Welt, ein Widerschein, der sein menschliches und göttliches Antlitz repräsentiert und es nicht verbirgt. [...] Die ganze Tradition der Kirche erkennt in den Armen das Sakrament Christi. [...] Geliebte Söhne, Ihr seid Christus für uns.“

Als Jorge Mario Bergoglio 2013 bei seiner Papstwahl den Namen Franziskus wählte, war das mit Bedacht und als Programm gewählt. „Vergiss die Armen nicht!“, soll ihm Kardinal Claudio Hummes nach seiner Wahl zugeflüstert haben. In den mittlerweile 11 Jahren seines Pontifikats hat Papst Franziskus das Thema der Armut und der armen Kirche vielfach angesprochen, aber auch symbolische Akte gesetzt, wie gleich zu Beginn seine Reise zu den Geflüchteten und MigrantInnen in Lampedusa oder nach Lesbos, oder auch heuer zu den Inseln im fernen Pazifik.

Einer der Konzilstheologen, Bettazzi, versteht unter der armen Kirche: „die Kirche muss sich selbst so verändern, dass sich die Armen in ihr ‚zu Hause‘ fühlen, dass sie nicht mehr Objekte der Nächstenliebe der Gläubigen sind, sondern selbst als Subjekte aktiv als Protagonisten das Leben der Kirche gestalten.“¹ Bettazzi stellt jedoch zu Recht fest, dass die aktuelle Kirche eher eine „für“ die Armen als eine „der“ Armen ist.

Was hier angesprochen ist, kann ebenfalls bei Maria Loley gelernt werden: Nicht sich selbst im Helfen groß machen, sondern die Menschen danach zu fragen, was sie tatsächlich brauchen. Optionalität für die Armen bedeutet nicht ein paternalistisches Helfen von oben herab, sondern auf Augenhöhe – nach dem Wort Jesu an den Blinden: „Was willst du, dass ich dir tue?“

¹ Ebd., 40.

Kein Mensch, vor allem arme Menschen nicht, darf instrumentalisiert werden: Instrumentalisiert durch Politiker, die sich mit der Hetze gegen Ausländer und Fremde, gegen Andersgläubige, gegen Anderslebende und Andersliebende Stimmengewinne erhoffen;

Instrumentalisiert aber auch manchmal, vielleicht unabsichtlich, durch Helfende selbst. D.h. auch jene, die sich anderen zuwenden, müssen sich fragen lassen: Aus welchen Motiven heraus tue ich das? Will ich, dass es mir besser geht – oder geht es um diejenigen, denen ich mich zuwende?

Es gibt ein wunderbares Buch von **Hildegund Keul: „Verwundbar sein. Vulnerabilität und die Kostbarkeit des Lebens“**. Darin gibt es schon zu Beginn ein kleines Kapitel, überschrieben mit: „Gott, ein Migrant“ – unter Bezug darauf, dass die Familie Jesu vor Herodes fliehen musste und fremd war in Ägypten. Und sie meint, dass letztlich die Inkarnation, die Menschwerdung Gottes so eine Migration ist: Dass nämlich Gott seinen eigenen, sicheren Ort verlässt.

Sie schreibt: „Der Schöpfer der Welt geht selbst mitten in die Schöpfung hinein. ... Von einem geradezu unverwundbaren Ort aus wechselt er in eine Welt voller Gefahren. Seine Menschwerdung ist ein riskanter Ortswechsel. ... Gott wird selbst zum Migrant.“ (S. 20f)

Und Hildegund Keul spricht dann im Buch davon, dass das „Heilige der Anderen“ zum Lackmustest einer Gesellschaft wird: „Der gesellschaftliche Zusammenhalt hängt davon ab, ob man das Heilige der anderen überhaupt kennt; und welchen Respekt man ihm gegebenenfalls erweist oder verweigert.“

Die Anderen nicht als Störenfriede, Feinde oder Schmarotzer sehen, wie es so häufig geschieht – sondern auf ihre Stärken schauen – und sogar darauf, was ihnen heilig ist – das könnte unsere Gesellschaft besser machen und Gräben überwinden helfen.

4.) Die Schwelle zwischen Eigenem und Fremden, zwischen Heimat und Fremde, als zentrale Herausforderung der Gegenwart

Pastoral hat (im Sinne von paroikia) mit Nachbarschaftlichkeit, aber auch mit dem „Fremd-Sein“ zu tun. Die Zukunft der Kirche in Österreich, unsere Zukunft, wird zunehmend von ihrer Bereitschaft und Fähigkeit abhängen, im Fremden und Anderen nicht eine unliebsame Störung zu sehen.

In Österreich gibt es mittlerweile eine Vielzahl an fremdsprachigen Gemeinden; es gibt auch eine große Zahl an Priestern aus anderen Ländern. Und es gibt vor allem in den urbanen Räumen eine Vielzahl an Migrantinnen und Migranten, die unser herkömmliches pastorales Handeln an- und hinterfragen.

Wenn ich hier von der katholischen Kirche in Österreich rede, dann gehören zu ihr auch die kroatischen Gemeinden, die nigerianischen Gemeinden, die polnischen Gemeinden, die Südkoreaner, die Inder etc. Österreich mit seiner multikulturellen und multiethnischen Geschichte tut sich immer noch sehr schwer im Anerkennen dieser Pluralität.

Gerade in der Beschäftigung mit dem Migrationsthema könnte der Kirche aber nochmals bewusster werden, dass die Kirche selbst eine Pilgerin in dieser Zeit und in dieser Welt ist – und das bedeutet, dass sie sich nicht an Gegenwärtiges festklammern kann; es bedeutet ein Moment der Unruhe, des Noch-Nicht im Hinblick auf die Heimat, die es erst zu erreichen gilt. Wir sind nur Gast auf Erden ...

5.) Das prophetische Moment

Damit komme ich zum Punkt der Prophetie. Pierre Ganne hat 1973 ein wunderbares Büchlein geschrieben: „Die Prophetie der Armen“, das von Hans Urs von Balthasar 1986 übersetzt und auf deutsch veröffentlicht worden ist.

Darin sagt Ganne: Armut hat eine prophetische Funktion in einer jeweiligen Zeit und Gesellschaft. Problematisch ist für Ganne jedoch, wenn der „Arme“ und der „Prophet“ den Kontakt zueinander verlieren:

„Der Arme, der nicht mehr weiß, wer er ist, wird zwar den Propheten spielen können ... Die falschen Propheten ihrerseits, von den Armen getrennt und deren Glauben in ein Haben verwandelnd, werden vorgeben, die Hüter der Wahrheit zu sein, aber nicht mehr wissen, wie die Prophetie der wahren Menschheitszukunft lautet.“²

Was Ganne erkennt, ist die Gefahr einer „idealisierten“, realitätsenthobenen Theologie oder Kirche, die „entmenschlicht“ ist.

„Ohne die Gegenwart der Armen aber, die das prophetische Licht ‚inkarnieren‘, verliert die Theologie ihr Schwergewicht, sie beginnt, die Geschichte zu überschweben und hängt sie an ein angeblich Ewiges, das sich bloß als ein Zeitloses entpuppt.“³

So birgt die Auseinandersetzung mit Armut und deren Ursachen immer auch gesellschaftskritisches Potential, das nicht nur die Frage nach einer gerechten Gesellschaftsordnung stellt, sondern auch die Kirchen verpflichtet, selbstkritisch ihren Ort innerhalb der Gesellschaft zu reflektieren.

² Ebd., 134f.

³ Ebd., 135.

Und so ist das, was Maria Loley machte und was so manch andere in ihrem selbstlosen Einsatz für Arme, Fremde und Menschen am Rand tun, ein Stachel auch für uns als Kirche und für uns als Theologen: Wem dient das, was wir tun? Wie selbstlos oder wie selbstbezogen sind wir?

Menschen, die sich für Arme eingesetzt haben, waren schon immer unbequem – und die Tendenz auch in den Kirchen war, diese Menschen auszustoßen. Die meisten Armutsbewegungen im Mittelalter, die sich auch auf Jesu Armut bezogen haben, wurden wegen ihrer Kirchenkritik verketzert und verfolgt.

Es ist die große Leistung eines Heiligen Franziskus, die Armutsbewegung innerhalb der Kirche salonfähig gemacht zu haben.

Aber was hat es jetzt mit dem Prophetentum auf sich?

Ich habe mich einige Zeit intensiver damit auseinandergesetzt, dem kirchlichen „Prophetenamt“ etwas genauer nachzugehen. Wir sprechen gerne von den „3 Ämtern Christi“ – als Priester, König und Prophet.

Und Lumen Gentium, die Kirchenkonstitution des II. Vatikanums, sagt:

„Das heilige Volk Gottes nimmt auch teil am prophetischen Amt Christi, indem es sein lebendiges Zeugnis vor allem durch ein Leben in Glauben und Liebe verbreitet ...“ (LG 12)

Interessanter Weise gibt es zwar Priester und Hirten, aber es gibt kein Prophetenamt in der Kirche. Meine These ist: Die Propheten lassen sich nicht institutionalisieren, nicht verbeamten.

Denn die prophetische Botschaft und die prophetische Existenz ist gekennzeichnet durch Optionalität. Blenkinsopp sagt es so: „Der Protest zugunsten der Armen und Benachteiligten, jenen Menschen, die am wenigsten dafür gerüstet waren, den Übergang von der traditionellen Lebensweise auf die Grundlage des Sippengefüges hin zu einem Staatssystem zu meistern, stellt einen außerordentlich starken Zug prophetischer Predigt dar.“

Optionalität des Handelns bedeutet eine Parteinahme zugunsten einer Gruppe oder einer Idee – und zwar vor dem Hintergrund von Reich-Gottes-Kriterien. Nicht um eine Abwertung von anderen Personen oder Ideen geht es dabei, sondern um die Ermächtigung jener, die selbst machtlos oder sprachlos (gemacht worden) sind. Optionalität ist nie ohne eine solche Parteinahme zu haben, will sie auch was bewirken und nicht nur ein Gedankenexperiment bleiben.

Und wenn Sie das Handeln von Personen wie Maria Loley vor dem Hintergrund solcher Aussagen ansehen, dann sehen Sie, warum ich sie als prophetische Persönlichkeit bezeichne.

Ein weiteres wesentliches Element einer kritischen Prophetie ist die Konkretion und Kontextualisierung. Prophetisches Handeln war und ist immer sehr zeit- und kontextbezogen. Und damit ist es gerade für uns als Pastoraltheologen so sympathisch, da unser Fachverständnis genau dabei ansetzt: Die Zeichen der Zeit zu erforschen und mitzuhelfen, in der jeweiligen Zeit auf der Grundlage der Tradition Menschen zu einem gelingenden Leben zu verhelfen.

Prophetisches Handeln und prophetische Kritik legt so immer auch den Finger auf Wunden, die in der Gefahr des Zudeckens oder Übersehens stehen. Und gleichzeitig geht es prophetischer Kritik nicht nur um das Beschreiben von Zuständen, sondern um das Offenbarmachen der Hintergründe – und dies oft in überspitzter Weise, um überhaupt Gehör zu finden.

Ein weiteres Moment der Beschreibung der Prophetie passt exakt zu dem, was Maria Loley gemacht hat: Gerade weil die Propheten sich in konkrete Situationen begeben bzw. aufgrund von konkreten Notlagen überhaupt erst zu Propheten werden, leben sie immer auch in existentieller Selbstgefährdung.

In der biblischen Überlieferung gehört zur Verkündigung des Gotteswillens durch die Propheten nicht allein die mündliche Wortverkündigung, sondern ebenso auch die Tatverkündigung in Form von Wunder- und Zeichenhandlungen. Dies bezeugen die alttestamentlichen Propheten, die mit ihrem ganzen Leben für ihre Botschaft eingestanden sind.

Daher geht diese Übereinstimmung von Leben und Verkündigung, von getroffenen Optionen und persönlicher Haltung auch an die persönliche Existenz dieser ProphetInnen: denn wenn ihre Botschaft nicht angenommen wird, wenn sie verhindert oder zum Schweigen gebracht wird, dann ist damit nicht nur das Wort abgeschnitten, sondern die eigene Lebensgrundlage bedroht.

Prophetie kann nicht beim reinen Wort stehenbleiben – ganz im Gegenteil: Häufig erfolgt sie gerade durch die Taten; durch ein Handeln, das nicht Halt macht vor den eigenen Grenzen und Ressourcen, und das den ganzen Menschen mit einbezieht.

Und schließlich ist ein weiteres Moment der Prophetie das Aushalten von Verfolgung.

Aus der unaufgebbaren Verbindung von Wort und Tat folgt im Falle der Ablehnung auch die Erduldung von Verfolgung bis hin zum Tod, wobei damit der physische Tod gemeint sein kann (wie in jüngsten Jahren in Lateinamerika durch das Zum-Schweigen-Bringen von unangenehmen Kritikern der repressiven Machtverhältnisse), aber auch der soziale

„Tod“, indem Kritikern ihre bisherigen Bezüge (in Form von Lehre, wissenschaftlichem Diskurs oder auch feiernder kirchlicher Gemeinschaft) entzogen wird.

Gerade weil die Propheten aber an der bestehenden Ordnung (und damit an den jeweils Mächtigen) Kritik üben, sind sie immer gefährdet. Wie auch im Hinblick auf den Einsatz des eigenen Lebens, auf die Opferbereitschaft, das Auf-sich-Nehmen von Leiden etc. kann ein solcher Heroismus aber nicht von der Institution eingefordert werden, sondern liegt in der freien Entscheidung der betreffenden Personen.

6.) Der bleibende Auftrag

Was ist nun mein Resümee aus pastoraltheologischer Sicht im Blick auf das Wirken und auf die Spuren, die Maria Loley hinterlassen hat?

Sich für das Leben aller einzusetzen, das ist ein zutiefst christliches Handeln – ob man es aus diesem Geist heraus tut oder nicht. Christliches Handeln will das Leben des anderen gelingen lassen, Mitwirken am „Leben in Fülle“.

Da es aber nicht möglich ist, immer für alle da zu sein, braucht es Optionen für das eigene Handeln. Wenn wir von der Option für die Armen reden, dann ist damit eine höchst aktive, gesellschaftspolitische herausfordernde Aktion gemeint. Diese Sprengkraft der Befreiungsbotschaft der Bibel haben die Gegner der „Theologie der Befreiung“ erkannt – und sie dann als „marxistisch“, „aufrührerisch“ etc. verunglimpft.

Das wiederum bedeutet: Wer sich für Flüchtlinge, für Außenseiter etc. einsetzt, wird selbst leicht zum Außenseiter gemacht und muss selbst mit Widerstand und Verfolgung rechnen – wie es auch Maria Loley selbst erfahren musste, bis hin zum Angriff auf ihr Leben.

Spirituell bedeutet die Option für die Armen, dass wir Mitgefühl lernen müssen – und zugleich Gerechtigkeit als Tugend zu üben. Politisch verpflichtet dies dazu, an einer Gesellschaftsordnung mitzuwirken, die ihre ethische Qualität an einem guten Leben der Armen bemisst. Man könnte sagen: Die Gerechtigkeit ist die Form der Liebe zu den Armen.

Das Thema der Armut und der Armen ist dabei kein nebensächliches in der Bibel – und auch nicht im Christentum. Sondern es ist in seinem Zentrum. Es durchzieht das Alte Testament und zeigt Gott als einen, der sich für die Armen einsetzt. Und es zeigt Jesus nicht nur als einen, der sich auf die Seite der Armen stellt – sondern der selbst die Armen verkörpert. Und damit gilt für uns als Christen umgekehrt: In den Armen begegnen wir Christus – und damit sind sie genauso ein Sakrament. Wie würde unsere Kirche aussehen, wenn wir stärker auf diese Armut setzen würden?

Vor diesem Hintergrund ziehe ich meinen Hut vor dem Wirken einer Frau, die ihr Leben in den Dienst anderer, und vor allem Fremder gestellt hat; die Grenzen überwunden und Brücken gebaut hat.

Maria Loley ist für mich somit eine wahrhaft prophetische Frau, die ihr Leben eingesetzt hat, damit andere ein gutes Leben haben konnten. Möge ihr Beispiel viele andere ermutigen, selbst Grenzen zu überschreiten, sich für ein Leben in Fülle einzusetzen und damit die Welt zu einer besseren Welt zu machen.